

<b>Zeitschrift:</b>	Bernisches Freytags-Blättlein : In welchem die Sitten unser Zeiten von der Verneuerten Gesellschaft untersucht und beschrieben werden
<b>Herausgeber:</b>	Samuel Küpffer, Bern
<b>Band:</b>	5 (1724)
<b>Artikel:</b>	XVI. Discours : Beweiss, dass ohngeachtet der durch die Civilitet entstandenen Ungleichheit, die Menschen alle gleich glückselig leben
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-251349">https://doi.org/10.5169/seals-251349</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## XVI. DISCOURS.

Heus tu  
Quidam ait, ignoras te?

*Horat.*

Mein lieber Freund, weistu auch,  
wer du bist.

**G**es ist eine alte und zu unseren Zei-  
ten unter den Staats-Erfahrnen  
und Rechts-Gelehrten noch nicht  
erörterte Frag / welches die wahre  
Ursach seye / warum die Menschen in solche  
grosse Gesellschaften / wie Königreich und  
Republiken sind / zusammen geloffen. Die  
Meinungen sind darüber auch so unterschie-  
denlich / daß mir allzu weitläufig fallen wurd-  
e / solche hier zu erzählen. Wann ich nun  
den Menschen in seiner verderbten Natur  
betrachte / und die menschliche Gesellschaft /  
wie sie heut zu Tag bestehet / einsehe / so  
glaube / ich könne einen ganz anderen Ur-  
sprung als den / welcher von den meisten für  
den gewissesten gehalten wird / behaupten /  
der warhafte Ursprung der menschlichen Ge-  
sellschaft seye der Ehrgeiz. Dieses ist / mei-  
nes Erachtens / der erste und starcke Grund

**D** *gewesen*

**Erster Theil.**

gewesen / warum etliche getrachtet / auf viesen Menschen gleichsam nur einen Leib zu machen / und sich nachmahl's zum Haupt des selben auffzuwerffen. Dif ist die allgemeine Passion , welche zu allen Zeiten so viel Ubel in der Welt gestiftet ; dif ist die fruchtbare Mutter der meisten Kriegen und Empörungen / welche Vorzeiten und heutiges Tages gesehen werden. Nachdem sich nun die einten durch ihre Klugheit über andere empor geschwungen / andere aber durch ihre Thumheit und Fahr läßigkeit in den Staub getrucket worden / da sie Anfangs nicht in dem geringsten von einander unterscheiden gewesen / so mußte nothwendig folgen / daß die einten in Ehr und Ansehen / andere aber in Verachtung kommen müßten / dardurch dann die Menschen auf dem natürlichen in den gemeinen und Bürgerlichen Stand übergangen / welcher dann seyt so viel hundert / ja tausend Jahren wegen beständiger Eminenz und Reichthum der einten / und wegen Trägheit / Armut und Thumheit der anderen gewehret / obschon man in Africa und America verschiedene Völker findet / bey welchen sich wenig Merckmal des Civil-Standes blicken lassen. Weilen nun dif Bürgerliche Leben bey den Europären seyt so vielen unverdenckten Jahren her gleichsam natürlich worden / so haben wir auch einen so starcken Eintrück / der uns von Kinds- Beinen an bis ins Alter im Kopf stecket /

stecket / von dem Unterscheid / den man ins gemein zwischen Grossen und Kleinen / Reichen und Armen machet / daß sich verschiedene einbilden / es sey in der That ein mercklicher Unterscheid zwischen den Menschen / daß man dardurch alle menschliche Gleichheit vergisset und hindansezet / weilen wir von Jugend - auf zu diesem Unterscheid gewohnet worden / da wir dennoch bey genauer Betrachtung finden werden / daß wir noch heut zu Tag in dem natürlichen Zustand leben / und der Unterscheid nicht in der That / sondern meistens in unser Einbildung bestehet / und also die natürliche Gleichheit unter allen Menschen weit grösser / als man sich einbildet.

Wann ich nun die menschliche Gleichheit zu behaupten trachte / so liget mir ob / zu beweisen / daß der Reiche und Edle / weder von Natur / noch durch die Kunst einiches Vorrecht vor dem Geringsten besitze / in dem ersten wird wohl keine Schwierigkeit seyn / in dem zweyten aber werden wir uns etwas länger auffhalten.

So offt ich nun die menschliche Gesellschaft in ihrer Ordnung betrachte / den Reichen und Armen ansehe / so gewahre ich leichtlich / daß die gütige Natur ihre Gaben ohne Unterscheid aufgetheilet / und bey jedem die Freud mit Traur also vermischt / daß keiner nicht das geringste Vorrecht vor dem anderen geniesset. Die Geburt des Königs

ist in keinem Stuck von der Geburt seines geringsten Unterthanen unterscheiden ; der gröste Monarch wird gleich dem Geringsten als eine von sich selbsten zu allem untüchtige Creatur ans Liecht gebracht / er giebet keine Merckmal von sich / daß er zu einem Oberhaupt des menschlichen Geschlechts geboren. Er fanget sein Leben gleich andern mit Weinen und Wehe - klagen an ; seine ersten Jahre bringet er in der Unmündigkeit und Schwachheit zu ; bey anwachsendem Alter muß er / so er je ein tüchtiger Regent seyn soll / mit Mühe und Arbeit die Wissenschaft wohl zu regieren erlehrnen ; sein höheres Leben wird mit tausend Begierden unruhig gemacht. Grosser Reichthum und Ansehen dienen bey ihm nicht zu Vergnigung / weilen er solche noch zu vermehren trachtet. In dem ganzen Leben ist er kein Tag in so grosser Freud / da er nicht gleich anderen Krankheit erwarten müsse. Für diese ist ihm so wenig als dem Armen ein Kraut gewachsen / ja vielleicht wird er an einer gemeinen Krankheit zu Grabe gelegt / von welcher der Arme durch ein ganz gemeinses Mittel genesen. In Erzeugung seiner Kinder legt ihm die Natur auch keinen Vortheil zu / weilen es ihnen vielleicht an Leibs - und Gemüths - Gaben gebracht / mit welchen der Arme doch sehr reichlich aufgesteuert worden / und die er von ihm gern durch seinen Reichthum erwerben wurde.

Romt

Komt er ins Alter / so hat er weder von  
Ehr noch Reichthum Trost / er sagt gleich  
dem Verachtetesten / meine Tage waren we-  
nig und bōß / und entlich wirfft ihne der  
Tod in den Sarch / ziehet ihm die vermein-  
te Larve des Unterscheids weg / und bedecket  
seinen ehmals geschmückten Leib mit Wür-  
men / bis entlich von dem von so vielen niet-  
lichen Bissen aufgemästetē Leib nichts überig  
bleibet / als nur allein die weisse Todten-  
Knochen / die niemand von anderen Gebe-  
nen in der Verwesung unterscheiden könnte;  
daher jener diese Worte an ein Todten-  
Haus geschrieben :

Hier sag es wer es sagen kan /  
Wer König sey / wer Unterthan.

Ofschon nun verhoffentlich niemand läug-  
nen wird / daß man in obbeschriebenen et-  
welche natürliche Gleichheit unter den Men-  
schen beobachte / so wird man dennoch be-  
haubten wollen / man habe heut zu Tag alle  
Merckzeichen dieser Gleichheit verlohren / so  
daß etwelche in der Welt sehr glückhaft /  
andere aber sehr mühselig und unglückhaft  
ihre Tage hinbringen / hoffe aber auch in die-  
sem also bald das Widerspiel zu zeigen / zu  
welchem Beweifthum ich mich nachfolgender  
Säzen bedienen will :

1. Daz kein grosses Glück in der Welt/  
welches nicht mit einer gleich grossen sehr  
beschwärlichen Bürde temperiert.

2. Daz alle Menschen gewissen häftigen  
Q 3 Begierz

Begierden unterworffen/ welche sie unglückhaft machen.

3. Daz ich von keiner Sach / die mir zur Gewonheit worden / weder grosse Lust / noch auch grossen Verdrusß haben könne.

Das erste betreffend / daß sich ein in grosser Ehr und Reichthum sitzender Mann keines Vorrechts gegen einem Geringen rühmen könne / sitemahl grosse Ehr mit grosser Sorg so verknüpft / daß es unmöglich / solches Glück ohne Herz-nagende Bekümmernuß zu besitzen ; die tägliche Nachstellungen der Feinden / die häufige Exempel / welche uns die alte und neue Histori an die Hand giebet / daß Cron und Scepter die grösste Verfolgungen leiden müssen / bewiesen genugsam / daß grosse Reichthum und Ehr / grosse Gefahr mit sich führen ; wann ich nun Tag und Nacht den Einfall der Feinden und Räuberen besorgen / den Mord-Tolchen der Verrätheren befürchten muß / so folget nothwendig / daß der geringste Mensch in diesem Stuck einen grossen Vortheil vor mir geniesse / weilen er diesem allem ganz nicht unterworffen. Die Forcht ist der natürliche Gleitsmann der Ehr und Reichthum / welcher mich aller Orten verfolget / da hingegen die Armut die angenehme Hoffnung zu ihrem Gesertet hat ; so groß nun natürlicher Weis das Vernügen von grosser Ehr und Reichthum seyn kan / wird selbiges alsbald verbitteret / wann ich gedencke /

gedencke / daß alle menschliche Sachen auff einem so schlipfferigen Fuß / daß ich befürchten muß / ich werde durch einen augenblicklichen Zufall von dem Gipfel meines Glücks ins tieffste Ellend gestürzet. Der Arme hingegen ist von dieser Forcht befreyet / er træget sein Ellend in Hoffnung / er werde der mahlen - eins seine Tage in besserer Zufriedenheit hinbringen. Seine Arbeit machet ihm seinen Last leicht / und die Zeit kurz / so daß wann ich nun das Gute und Böse des eint - und anderen betrachte / die Ehr / Reichthum und Forcht auff die erste / die Arbeit aber und Hoffnung auff die andere Waag - Schalen lege / so finde ich die natürliche Gleichheit / und sihe nicht / daß der erste vernügter und glückhafter als der zweyte.

Wann ich nun fernes betrachte / daß alles Wohlseyn des Menschen in der Vernügung und Gemüths-Ruhe bestehe / und daß selbige nirgends minder als in grossen Palästen anzutreffen / so entdecke ich wieder ein Grosses zu Befestigung der natürlichen Gleichheit in der menschlichen Societet. Die Begierd zu grosser Ehr und Reichthum sind die zwey grössten Feinde / die dem Menschen / der weise allein aufgenommen / allezeit nachjagen / und diese finden nirgends besser Platz als in den Palästen der Fürsten / sonst ein jeder mit der alten Besitzung sich leichtlich vernügen könnte. Je grösser nun die schon erworbene Besitzung / je grösser ist auch das Verlangen / selbige noch zu erweiteren ; Nun ist leicht zu gedencken / in was Forcht und Schrecken einer sich befinden muß / der seine Begierd durch das wankelbare Kriegs-Glück befördern will / der alle Tag die traurige Zeitung einer grossen

grossen Niederlag / oder den Verlust einer starcken  
Bewaltung besorgen muß. Da hingegen diese Begier-  
den sich in weniger Maas bey einem Menschen von  
mittelmäßigem Glück befinden. Die menschliche Na-  
tur ist also beschaffen / daß ein kleines Glück bey ei-  
nem von hohen Gedanken angefüllten Menschen ei-  
ne schlechte Freud / der minste Verlust aber großen  
Verdrüß und Zorn erwecket / hingegen erfreuet sich  
der Arme eben so wohl ab einem kleinen Glück / als  
der Große ob der Erwerbung eines ganzen Landes.  
Der Mensch formiert sich nach seinem Stand einen  
grossen oder kleinen Concept von allen Sachen /  
nun ist leicht zu fassen / daß der Geringe leichtlicher  
zu seinem Zweck gelangen kan / als der Große / der  
nur mit grossen Erwerbungen sein Gehirn angefüllt  
hat. Wann ich nun diese grosse und kleine Begier-  
den der Menschen betrachte / so finde / daß der Arme  
minder in Unruh seine Zeit durchbringt als der Gro-  
ße / und ist also auch in diesem Stuck die natürliche  
Gleichheit der Menschen bewiesen.

Ich finde entlich / daß alles das / was ich über mei-  
nen ersten natürlichen Zustand erwerben kan / bey mir  
Freud erwecket ; Der König / der von Jugend - auff  
zu dem Scepter gewiedmet / der von seiner Unmün-  
digkeit an von der ganzen Welt verehret wird / empfin-  
det die Süßigkeit der Ehr und Reichthum nicht so  
wol / als sie in dem Herzen der Unterthanen für groß  
gehalten wird ; alle Wollüst in der Welt sind einem  
solchen zur Natur worden / deswegen er nicht empfin-  
den kan / was wol und herrlig leben seye / weilen er  
niemahlen mühselig gelebet. Dem Armen hingegen  
wird seine Arbeit auch zur Natur / er empfindet der-  
selben Hartigkeit nicht mehr / weilen er durch lange  
Zeit darzu gewohnet / die minste Freud aber und  
Wolseyne verursachet in ihm unendliche Wollust /  
weilen es ihm etwas ungewohntes.

*Trasimachus.*